

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kerkow, Karl Friedrich: Die Mach der Presse. Humoreske [3 Bilder; Tersch, Fritz]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Macht der Presse.

Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt.

Von C. Spielmann.

wieder gut machen. Er war sehr gesprächig, machte Witze, und war die Liebenswürdigkeit selbst. Er ruhte nicht, bis zum Nachtschlaf Champagner gebracht wurde; dann wurde angestoßen auf Karls, des abwesenden Geburtstagskinds, Wohl. Und nochmals meinte der Herr Notar lustig: „Ja, sehet ihr, da könnt ihr's jetzt doch auch einmal mit den Händen greifen, wie gar nichts es mit dem alten Aberglauben ist!“

„Um, ich weiß nicht, Alter,“ machte die Frau Notar, und blinzelte wieder geheimnisvoll, „ob du nicht am Ende doch die Glückshaube bei dir gehabt hast?“

„Ja, warum nicht gar!“ lachte der Notar. „Ich die Glückshaube? Woher denn? Meinst, ich hätte nicht vorher in allen Taschen nachgesehen? Ja, mich kriegt nimmer dran, Alte; die Taufe denk' mir noch!“

Der Herr Notar lachte profitlich. Dies war nämlich eine Anspielung auf Karls Taufe. Damals hatte die Frau Notar ihrem ahnungslosen Gemahl die Glückshaube unbemerkt in eine Rocktasche zu praxizieren gewußt.

„Ei, ei!“ sagte die Frau Notar lächelnd, „ei, ei, Alter! Meinst, siehst du geseit, und werdest mit uns fertig? Wie, trenn einmal dein Rockfutter da ein bißchen auf!“

Mit diesen Worten griff sie nach dem Rockschöß ihres Eheherrn. Aber wie erstaunte sie, als sie an dem ihr so wohlbekannten Platz die heute früh eingenähte Glückshaube nicht fand!

Jetzt war das Lachen an dem Herrn Notar. Er besorgte es auch in der ausgiebigsten Weise; ich muß sagen, er lachte ganz fürchterlich. „Ja, gelt, Alte!“ rief er dann triumphierend, „diesmal hab' ich dich gekriegt! Hast gemeint, wenn ihr das Ding zwischen dem Rockfutter einnäht, so merke unsereiner nichts! Hahaha, hab's doch gemerkt! Zwar sagt der weise Sirach: »Es ist keine List über Frauenlist« — aber wenn man eine Frau und zwei große Töchter hat, lernt man aufpassen. Na, geh einmal hinüber in meine Stube, Emilie, und bring mir die Erbschaftsakten herüber!“

Die Kleine beeilte sich dem Auftrag Folge zu leisten. „Hier, meine teure Gattin!“ rief Kurzenberger vergnügt, indem er den Pack aufschürzte und oben das bewusste vergilbte Briefcouvert wegnahm. „Hier, meine teure Gattin, hast du das kostbarste dieser Dokumente wieder!“ Und er war boshaft genug, die Glückshaube mit einem tiefen, späßhaften Kompliment feierlich zu überreichen.

Für diesmal hatte also der Herr Notar gewonnen. Aber nach vierzehn Tagen brachte der „Waldenbronner Bezirksbote“, das Amtsblatt des Bezirks, eine Anzeige, die lautete:

Emilie Kurzenberger
Karl Winterhalter, Notariatsassistent
Verlobte.

Und bei der Hochzeit, die übers Jahr am Rekrutentag gehalten wurde, nachdem der Assistent glücklich Amtsnotar in Grünthal geworden war, trug der Papa Kurzenberger doch die Glückshaube noch einmal. Seine Frau hatte diesmal einen Geheimbund mit dem — Schuhmacher geschlossen: die Glückshaube steckte sicher und unentdeckt unter den Stiefelsohlen des glücklichen Brautvaters! Dort leistete sie auch während Karls Examen die erspriesslichsten Dienste, und erst als der Herr Notar die Stiefel durchaus nicht mehr anziehen wollte, weil man so unbequem darin gehe, entschloß sich die Frau Notar, ihren Familientalisman über Karls Hochzeit in des Gemahls Cylinderhut unterzubringen. Dort befindet sich die Glückshaube noch heute; und wenn dem Herrn Notar diese Zeilen zu Gesicht kommen, woran ich nicht zweifle, so bitte ich ihn freundlich, nachzusehen. Es geht eben doch keine List über Frauenlist!

Das Städtchen liegt in einem stillen Winkel, ist mit der Draußenvelt nur durch eine einzige Post verbunden, die täglich einmal geht und einmal kommt, und zählt knapp nur seine viertausend Seelen.

Um desto selbstverständlicher ist es deshalb, daß es keine drei geschlossenen Gesellschaften hat, die, noch selbstverständlicher, Benennungen führen, die drei fremde Sprachen hergeben mußten.

Das „Kasino“ ist die gesellschaftliche Vereinigung der Honoratioren, die „Concordia“ die des sogenannten bessern Bürgerstandes, und die „Ressource“ fast in sich, was an Bürgern nunmehr noch Rest bleibt.

Charakteristische Merkmale des Unterschiedes untereinander zeigen die drei Gesellschaften nur in geringem Maße. Dennoch aber schließen sie sich scharf gegeneinander ab, ziehen aufs engste ihre Grenzen.

Im Kasino spielen die Herren ihren Boston mit ein und denselben Karten so lange, bis sie kleben. Die Karten natürlich, nicht die Herren.

In der Concordia wird auch mit den klebendsten Karten noch sehr lange gespielt. In der Ressource noch länger.

In allen drei Gesellschaften die Klatschbahren in Unterrod und Hosen in althergebrachter, üblicher Weise den lieben Nächsten, ohne inbessern Vergeslichkeiten gegen Fernerstehende sich schuldig zu machen.

Im Kasino sind von den jungen Töchtern der dazu gehörigen Familien hübsch und wirklich jung ein Behtel, in der Concordia drei, in der Ressource sieben Behtel.

Im Kasino fehlt es auf den Bällen meist immer an flotten Tanzherren, in der Concordia selten, in der Ressource nie.

An der Spitze des Kasinos stand selbstredend das Haupt der Stadt, der Herr Bürgermeister.

Das war ein vortrefflicher Mann, ein sehr lieber und guter Herr. Dabei ein ebenso gelehrter Jurist wie unsichtiger und erfahrener Verwaltungsbeamter!

Lieb und gut freilich war er immer nur so lange, als alle Welt in seiner Stadt seine Ansichten und Willensmeinungen als die allein richtigen und maßgebenden anerkannte und respektierte, Ratsmänner und Stadtverordnete ihn im Stadregiment schalten und walten ließen, wie ihm güt dünkte. Fand er dagegen Widerspruch, so wurde er grob und ausfallend. Und, merkwürdig, je mißachtender und insolenter der Bürgermeister die Ratsmänner, achtbare Krämer, aber wenig schneidige Leute, und die Stadtverordneten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, behandelte, um desto demütiger nur waren diese, und je selbstherrlicher und willkürlicher er regierte, desto mehr nur suchten sich die Bürger. Und obgleich es eine allbekannte Thatsache war, daß der Herr Bürgermeister im Verlieren von Prozessen sich Meister nennen konnte, obgleich die Mißstände in seiner Stadtverwaltung überall aufs schreiendste zu Tage traten, so hatten doch bis jetzt die Bürger noch niemals gewagt, die Potenzen ihres Stadthauptes als eines ausgezeichneten Rechtskundigen und Verwalters laut in Zweifel zu ziehen, oder gar gegen sein Stadregiment offen sich aufzulehnen.

Der Bürgermeister, stadtverfassungsgemäß auf Lebenszeit angestellt, war eben im Laufe der Jahre in seiner Stadt zum allmächtigen Souverän, und die Bürger zu seinen gehorhamen Knechten geworden, sie wußten selbst nicht wie.

Daß die meisten Bürger ihr Stadthaupt im geheimen hundertmal zum Teufel wünschten, das zwar war auch dem Bürgermeister nicht verborgen. Aber da er wußte, daß es beim Wünschen werde bleiben müssen, machte ihm das wenig Kummer; Sorge gar nicht.

Im übrigen sonst pflegte der Herr Bürgermeister mit Zärtlichkeit seinen Bauch und seine Leber.

Er konnte das. Denn erstens hatte er ein nach den Verhältnissen eines kleinen Landstädtchens nicht farg bemessenes Gehalt und nur ein einziges Kind, eine Tochter. Zweitens war auch seine Frau das einzige Kind eines mehr als wohlhabenden Molkereibesitzers gewesen, die er drittens als mündige Waise, also bereits als in Besitz ihres Erbes Getretene, geheiratet hatte.

Die Frau Bürgermeisterin wog schon vor 25 Jahren als Braut ihre 2 HOLL-zentner netto. Jetzt war sie unter Brüdern ihre 3 1/2 wert. Sie beschäftigte sich tagsüber mit Essen, Trinken und Nichtsthun, wovon sie nachts in gesundem Schlafe ausruhte.

Ihr ganzer Sprachschatz bestand aus der Interjektion: „Ach herrje!“ Für den Ausdruck ihrer geistigen Empfindungsbedürfnisse auch völlig genügend.

In den heißen Sommermonaten saß die würdige Frau, aus Angst vor dem Zerfließen, tagsüber ihren gewohnten Beschäftigungen obliegend, ausschließlich im Keller, nur mit ihrer Frauenwürde und einem Frisiermantel bekleidet. In das Kasino ging die Frau Bürgermeisterin nie.

Wenn von dessen Ballen in ihrer Gegenwart gesprochen wurde, schoben sich die Fettpolster ihres Gesichtes zu dem Versuch eines schreckhaften Lächelns auseinander; wie zu abwehrender Beschwörung streckte sie die quabblige Hand mit den fünf Knackwürsten, die als Finger daran saßen, von sich, schloß die Augen und murmelte: „Ach herrje!“

Sonst war sie eine liebe, gute Frau, eine brave Gattin und Mutter, soweit eben ihr Gewicht dem nicht widerstrebt.

Als Beweis, daß die Sprichwörter meist lügen, der Apfel oft gar weit vom Stamme fällt, war Pottchen, dieses bürgermeisterlichen Ehepaars einziges Kind, ein geistig und körperlich gleich wohl ausgestattetes und begabtes, frisches, herziges Mädchen mit blauen Augen und prächtigem blonden, durchaus angewachsenen, eigenen Haar. Leider war sie schon vierundzwanzig Jahre alt und noch immer blühte die Rose ihrer Jung-

fräulichkeit. Ein Mißstand, der ihrem von Natur fröhlichen und heitern Gemüt doch nicht selten schon etwas Unmut beimischte.

Da Pottchen bei allen ihren vorzüglichen Eigenschaften des Herzens, des Geistes und Körpers auch noch eine ausgezeichnete Wirtschaftlerin war, was ihr musterträchtig seit Jahren schon von ihr geführtes elterliches Hauswesen bewies, eine reiche Erbin obendrein, so mußte ihr noch Ledigsein eigentlich Wunder nehmen.

Indessen die Sache hatte ihren sehr natürlichen Grund. Es fehlte eben an passenden Freiern im Städtchen. Die paar Honoratiorensöhne, die da waren, verplümperten sich als junge Commis oder Studenten fast allemal auswärts so fest, daß sie später nicht mehr los konnten, hätten sie's am Ende oft auch sehr gern

gesehen; die Bürgersöhne wagten sich an die Bürgermeisters-tochter natürlich nicht heran, im Städtchen wollten aber die Eltern ihre Tochter behalten — wo sollten da also die Freier herkommen?

So um den Herbst des laufenden Jahres herum hatte sich nun allerdings ein junger Buchdrucker, Herr Rubach, ein Berliner Kind und ein Mann von stattlicher Persönlichkeit, guter Bildung und besten gesellschaftlichen Manieren, im Städtchen, das bislang des Vorzuges einer Buchdruckerei noch entbehrt, niedergelassen.

Dieser junge Mann zeichnete auf den Tanzkränzchen der Kasino-gesellschaft, in die seine Aufnahme alle Mütter derselben ihrer Töchter wegen betrieben hatten, Bürgermeisters Pottchen in der sichtbarsten Weise aus. Seine freie und ungezwungene, dabei aber durchaus bescheiden seine Art, sich zu geben, verfehlte

denn auch des Eindruckes auf das Mädchen nicht, im Gegenteil, das sehnsuchtsvolle, liebebedürftige Herz desselben flog dem jungen Fremden in innigster Sympathie und Seelenfreude zu.

Zu einer offenen Erklärung zwischen beiden war es zwar bis jetzt noch nicht gekommen. Pottchen hatte aber die gegründetste Ursache, am zweiten Weihnachtsfeiertage, an welchem das Kasino einen solennen Ball hielt, die Werbung Herrn Rubachs zu erwarten und ebenso fest, wie dieser entschlossen war, sie zu machen, ebenso fest war das Bürgermeisterskind gewillt, sie anzunehmen.

Das Kasino hatte sein Gesellschaftslokal auf dem Ratskeller, in dessen Gastzimmer die Honoratioren auch sonst ihr Schöppchen tranken.



Se mißachtender der Bürgermeister die Ratsmänner behandelte, besto demütiger waren diese.

Der Herr Bürgermeister war hier natürlich der ge-
ehrteste, freilich auch der ständige Gast.

Auf seinem Stammsitz in der rechten Ecke des großen
Sofas thront er Abend für Abend in selbstbewusster
Majestät und Würde, einen großen Maßhumpen mit
angenehm duftendem Punsch vor sich, den er pro sessione
so an die vier- bis fünfmal leerte.

Es war ein Abend etwa vier Wochen vor Weih-
nachten.

Im Gastzimmer des Ratskellers befanden sich der
Herr Bürgermeister auf seinem Stammsitz, einige Hono-
ratioren, die um den großen runden Tisch vor dem
Sofa herumsaßen, der junge Buchdrucker und noch
ein Herr, Doktor Rühly. Dieser hatte als Sitzplatz
sich den großen Lehnstuhl gewählt, der zwischen Sofa
und Ofen stand und dessen breite Backenklappen den
Zufassen fast ganz den Blicken der Anwesenden entzogen.

Dr. Rühly war ein Junggesell in unbestimmten Jahren.
Ein heiterer Lebemann, seiner sarkastischen Zunge wegen
von allen alten Klatschweibern des Städtchens böse
gehaßt, von allen jungen Mädchen aber außerordentlich
gern gesehen.

In dem Städtchen
zwar geboren, war er
doch in keiner Weise
ein Kleinstädter.

Lange Jahre hatte
er auf Reisen in vieler
Herren Länder zuge-
bracht, was ihm ein
ansehnliches, von den
Eltern ererbtes Ver-
mögen erlaubte, ganz
nach Hang und Neig-
ung auszuführen. Da-
nach war er heimge-
kehrt in sein Geburts-
städtchen — es zieht
uns ja mit tausend
Fäden immer wieder
zurück nach der Stätte,
wo unsere Wiege
stand —, hatte sich
hier in einem reizend
gelegenen Garten ein
seltsam wunderliches
Häuschen gebaut, in

dem er nun in seiner Weise, die allerdings von der
seiner guten Mitbürger grundverschieden war, mit
einem alten Diener und einer Köchin, deren Alter das
kanonische noch um ein gutes Kustrum überstieg, seine
Tage dahinlebte. Mit der Draußenwelt, insbesondere
mit der großen Gelehrtenrepublik, stand er durch Korre-
spondenzen und Arbeiten in unausgesetzt regstem Verkehr.

Obgleich er seiner Geburt nach schon zu den Hono-
ratioren des Städtchens gehörte, war er doch Mitglied
aller drei Gesellschaften, und in allen dreien genöß er
bei den jungen Mädchen gleich große Gunst und Ge-
neigntheit, trotzdem er weder als Eheganditat gelten
konnte, noch auch für die ihm dargebrachte Gunst und
Geneigntheit besonders dankbar war, ja, kaum irgendwie
Wert darauf legte. Aber er hatte eine so eigene Manier
in seiner Unterhaltung mit den jungen Mädchen, er
verstand es, allemal bei jeder die rechte Saite anzu-
schlagen, er wußte passenden Ortes und entsprechender
Gelegenheit kleine, allerliebste Geschichten mit reizend
nettischen und mutwilligen Pointen ihnen in die Ohren
zu flüstern, über welche Händchen man so wunderhübsch

nerventribelnd hinter dem Fächer oder dem Taschentuche
erröten und verschämt sichern konnte. Seine kleinen
Amourchaften, die er zeitweise in allen drei Gesell-
schaften unterhielt, führte er so zart und diskret, wie
er sein sie knüpfte. Mußten sie gelöst werden, so
vollzog er das in einer so unwiderstehlich liebenswür-
digen Art, daß auch die verlassenen Ariadnen es niemals
zu einem rechtschaffenen Zorn gegen ihn brachten.

Auch Lottchen war dem Doktor von ganzem Herzen
zugezogen.

Auf dem Kasinostränzchen, wo der junge Druckherr
dem Bürgermeisterkinder so unverkennbar seine Huldigung
darbrachte, was dem scharf auf alles achtenden Blicke
des Doktors natürlich nicht entging und worüber er
herzliche Freude empfand, gab er dem Mädchen in seiner
schalkischen Weise eine so umständliche Beschreibung der
Schlange, die einst im Paradiese Eva verlockte, den
Apfel vom Baum der Erkenntnis zu kosten, daß ihr
gewaltig warm unterm Nieder wurde und der junge
Druckherr in Lottchens feucht glänzenden Augen die
süßeste Verheißung für sich lesen konnte, als er danach
den nächsten Walzer
wieder mit ihr tanzte.

Heiliger Taglioni!
und wie walzte dieser
famose Berliner.

So wenig auch Dr.
Rühly um die öffent-
lichen Angelegenheiten
des Städtchens sich
zu kümmern schien,
so innig vertraut war
er dennoch im geheimen
damit, und als treuer
Sohn seiner Geburts-
stätte empfand er mit
tiefem Bedauern, wie
die Mißregierung des
Bürgermeisters das
Gemeinwesen weiter
und weiter zurück-
brachte.

„Sie legen der Presse
doch wohl einen zu
geringen Wert bei,
Herr Bürgermeister,“
antwortete der Buch-

drucker an dem vorbemerkten Abend dem Stadthaupte
eben in sehr bescheidener, wenn auch durchaus nicht
unterthäniger Weise auf eine wegwerfende Bemerkung,
die der Herr Konsul gegen die Zeitungen gemacht hatte.

Der Bürgermeister haßte bereits den Buchdrucker,
weil ihm instinktiv vor dessen Geberbe bangte.

„Bah!“ sagte der Herr Konsul und schnippte ver-
ächtlich mit den Fingern, „pah! so viel auf die ganze
Presse.“

„Ja ja!“ mischte sich da plötzlich Doktor Rühly, der
bisher schweigend dageessen hatte, ins Gespräch, „ja ja,
domine consul amplissime, bei Ihrer Wohlbeleibtheit
und Ihren sonstigen vortrefflichen Eigenschaften haben
Sie freilich alle Ursache, Druck und Presse zu ver-
meiden.“

„Was?“ fragte der Bürgermeister mißtrauisch und ver-
wundert. Er verstand zwar des Doktors ins Gespräch
geworfene Bemerkung nicht ganz, kannte aber dessen
beißende Zunge hinlänglich, um darin eine versteckte
Bosheit zu wittern.

„D, ich meine nur so!“ entgegnete in harmlosestem



Im Gastzimmer des Ratskellers befanden sich der Herr Bürgermeister auf seinem
Stammsitz.

Lone trocken Dr. Rühls. „Laßt fette Leute um mich sein, die wenig denken und die nachts gut schlafen! Das ist so Ihr Wahlpruch, Konsul, wie? Herr Rubach aber hat nicht Ihre Sympathie, weil ihm der Bauch fehlt, nicht wahr?“

„Verteh Sie der Teufel, Doktor, nicht ich!“ brummte geärgert der Bürgermeister.

„Du lieber Gott! Es giebt ja der dummen Teufel so viele! Aber, das beiseite. Also, Sie geben nichts auf die Presse, halten sie für keine Macht?“

„Ich wiederhole: so viel auf die ganze Presse und ihre vermeintliche Macht!“ Und der Bürgermeister schnippte abermals verächtlich mit den Fingern.

„Nun, das ist ja schön, eine Ansicht, Ihrer ebenso würdig, als Sie zu derselben zu beglückwünschen sind. Guten Abend!“

„Völlig verrückter Kerl, aber eine ganz infame Kanaille!“ murmelte der Bürgermeister wütend, als sich hinter dem Doktor die Thüre geschlossen hatte.

Am Morgen des vorletzten Sonntags vor Weihnachten war die gesamte Einwohnerschaft des Städtchens, soweit sie nicht mehr in Kinderschuhen umherlief, in nie dagewesener Aufregung. Selbst die berühmten ältesten Leute konnten sich einer ähnlichen nicht erinnern.

Die Ursache dieser Aufregung war aber die eben gratis ausgegebene Probenummer des Wochenblattes, das von Neujahr ab in der Buchdruckerei des Herrn Rubach erscheinen sollte.

In dieser Wochenblattprobenummer stand nämlich, deren beide ersten Seiten ganz einnehmend, ein Artikel, der mit genauester Sachkenntnis an der Hand unwiderlegbarer Thatsachen das Misregiment des Bürgermeisters aufdeckte, aufs klarste die vielen der Stadt daraus erwachsenen Schäden nachwies und schließlich mit erbarmungsloser Deutlichkeit dem Bürgermeister den Rat gab, je eher, desto lieber abzutreten, sonst — eine Reihe von Gedankenstrichen, deren Sinn keinem Leser verborgen blieb.

Als der Bürgermeister diesen Artikel gelesen hatte, lag er fast eine volle Stunde schreckgelähmt in seinem Lehnstuhl.

Dann tobte er los, Gift, Wut und Galle speiend, und lief mit dem Blatte auf grimmbeißeligen Sohlen zu dem fürstlichen Stadtrichter, der als Polizeichef heute morgen auch die Pflichtexemplare der Probenummer in Empfang genommen hatte.

Der Bürgermeister und der Stadtrichter standen zwar äußerlich auf dem Fuße kühler Freundschaft miteinander, haßten sich aber innerlich gegenseitig gründlich, da vielfältige geschäftliche Kompetenz- und mehr noch gesellschaftliche Rangstreitigkeiten, in denen bald der eine, bald der andere obgehegt, bezw. den kürzern gezogen, zwischen ihnen sich abgespielt hatten.

Der Stadtrichter gönnte dem hochmütigen Bürgermeister, der mit seiner Wohlhabenheit ihn, den vermögenslosen, aber kinderreichen, nur mäßig besoldeten Beamten, oftmals in demütigender Weise gesellschaftlich in den Schatten gestellt hatte, von ganzem Herzen die Aufdeckung seiner Regierungssünden und freute sich mit jener reinen Freude, die ja immer die Schadenfreude ist, des Artikels, der den Bürgermeister nunmehr unmöglich machte.

Der Stadtrichter setzte deshalb dem in zornschraubendem, polternden Redestrom gegen ihn erhobenen Vorwurf des Bürgermeisters, daß er, der Polizeichef, das Schandgeschreibsel nicht sofort konfisziert habe, unter Berufung auf das Gesetz nur das Achselzucken kalten Bedauerns entgegen.

„Das Blatt konfiszieren hätte ich müssen?“ sagte er mit eisiger Ruhe. „Ja, das meinen Sie wohl, Herr Bürgermeister, aber das Gesetz meint es nicht, und Sie werden selbst als Jurist und Beamter wissen, daß ich mich nur auf den Boden des Gesetzes zu stellen habe. Glauben Sie beleidigt zu sein, klagen Sie. Als Jurist widerrate ich Ihnen das aber wohlmeinend. Sie würden mit Ihrer Klage unfehlbar durchfallen, denn der Artikel ist zwar in stark gefächtigtem Farbenton gehalten, aber so wohl erwogen in jeder Redewendung, so fein bedacht in jedem Wort, daß auch nicht die leiseste Handhabe zu einer Beleidigungs- oder Verleumdungsklage darin geboten wird. Indessen, wozu sage ich das Ihnen?! Sie sind ja Jurist, so gut als ich und“ — er setzte das mit unverkennbarer Ironie hinzu — „die Stadt hat es ja oftmals erfahren, ein besserer am Ende, als ich!“

Der Bürgermeister schleuderte dem Stadtrichter einen menschenfresserischen Wutblick zu und empfahl sich.

Des Stadthauptes kurze Abwesenheit von Hause hatte inzwischen Doktor Rühls benutzt, um mit Lottchen und — wunderbar zu sagen — auch mit deren Mutter eine Viertelstunde Unterredung schwerwiegenden Inhaltes zu pflegen, in Folge welcher Mutter und Tochter des Gatten und Vaters Nachhausekommen in dessen eine Treppe hoch belegenen Arbeitszimmer erwarteten.

Trotz der Wut, in der, sehr begreiflich, der Bürgermeister immer noch sich befand, setzte ihn doch die Anwesenheit seiner Frau in seinem Arbeitszimmer in staunende Verwunderung. Es war das ein Ereignis, das auf ganz Außerordentliches schließen ließ, denn seit länger als zwanzig Jahren hatte die Frau Bürgermeisterin die obere Räume nicht mehr betreten.

Die Macht, die jetzt die Frau dazu trieb, die Treppe emporzuwachsen, war die Mutterliebe. So sieggewaltig brach sich diese durch den sonst alles Empfinden erstickenden Fleisch- und Fettpanzer Bahn, daß die Frau Bürgermeisterin sogar sprach.

„Doktor Rühls war eben hier,“ sagte sie.

„Doktor Rühls? Weißt du, ich bin überzeugt, kein anderer, als er, hat den Schandartikel gegen mich geschrieben. Wer sonst auch hier, außer ihm, hätte dazu noch die Fähigkeit und die Courage. Was wollte er?“

„Lottchen will heiraten.“

„Den Doktor Rühls?“

„Unföhl! Den Buchdrucker.“

„Was?! Was?! Den Kerl, der mit seinem infamen Blatt mich bis auf den Tod beleidigt hat? Nie! Niemals! Niemals!“

„Gleich nach Neujahr wird die Hochzeit und heute abend noch Verlobung sein!“ entgegnete mit größtem Phlegma, aber sehr bestimmt, die Frau.

Der Bürgermeister war starr und sprachlos.

Färtlich aber umschlang ihn da Lottchen mit ihren weichen Armen und sagte in bittendem Tone, aber doch mit einer gewissen energischen Präcision, in der auch jener Tropfen Bitterkeitsgefühl, den ihre vierundzwanzigjährige Jungfräulichkeit ihr bereits in die Seele geträufelt, scharf durchklang: „Adolf — — —“

„Also Adolf heißt die Kanaille? Ich dachte eher Aballino, oder Jaromir, oder Moor, Räuber Moor!“ murmelte ingrimmig der Bürgermeister.

Ohne sich beirren zu lassen, fuhr aber Lottchen ruhig fort: „Adolf liebt mich von Herzen und ich liebe ihn ebenso. Er ist ein honetter Mann, der sein gutes Auskommen haben wird. Hat er dich in seinem Blatte angegriffen als Beamten, deine Stadtverwaltung getadelt, gieb ihm dazu ferner keine Veranlassung, oder verteidige dich öffentlich oder mache, was du willst.“

Das alles geht nur den Bürgermeister an, nicht den Vater. Diefem aber fage ich, daß ich Kubach heiraten werde trotz alledem und alledem. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und somit ausgesprochen heiratsfähig, und habe nicht die geringste Lust, wegen Stadtangelegenheiten, die mich als Mädchen nichts angehen, mir den endlich gekommenen Freier zu verschlagen, um schließlich langsam zur alten Jungfer aufzutrodnen."

"Das Kind heiratet den Buchdrucker!" fagte die Frau Bürgermeisterin entschieden.

"Den Teufel foll sie heiraten!" fchrie dagegen wieder der Bürgermeister.

"Nein, den nicht, aber den Buchdrucker. Ich, ihre Mutter, will es!"

"Als Bürgermeister ruiniert, als Vater blamiert! Was foll ich thun?" wimmerte der Mann, der im Grunde seiner Seele feig und hasenberzig war, wie alle brutalen und charakterlofen Geister.

"Danke ab von deinem Posten. Es ist das einzige, was dir bleibt, und wir haben ja Vermögen genug, auch so leben zu können. Und heiratet jetzt unser Kind den Buchdrucker, stopfen wir den Leuten die Mäuler auf die beste Art."

"Schrecklich! Schrecklich!" feufzte der geschlagene Konful und sank vernichtet in seinen Lehnstuhl.

Da Klopfftees, und auf das "Herein!" der Frau Bürgermeisterin traten Doktor Rühz und der junge Druchherr ein.

"Herr Bürgermeister, Frau Bürgermeisterin," fagte ein wenig befangen, aber doch mit selbstbewußter Zuversicht der letztere, "ich habe das hohe Glück gehabt, das Herz Ihrer Tochter zu gewinnen, werden Sie unseren Bund segnen?"

"Ja!" antwortete Pottchens Mutter einfach.

"Sagen Sie auch: Ja!" flüsterte Doktor Rühz dem Bürgermeister ins Ohr. "Pottchen muß heiraten, es ist die höchste Zeit, und der Buchdrucker ist ein prächtiger Kerl, der Ihr einzig Kind gewiß glücklich machen wird. Und wegen des Artikels in der Probnummer des Wochenblattes — seien Sie klug, spielen Sie noch scheinbar das Prävenire, danken Sie ex propriis ab. Unmöglich sind Sie nun doch einmal. Als Pflaster auf die Wunde garantiere ich Ihnen die Votierung eines silbernen Pokales seitens der Bürgerschaft. Segnen Sie also los!"

"Nehmen Sie meine Tochter und meinen Segen dazu!" brummte denn auch der Bürgermeister, klang's auch mehr wie: "Hol euch alle der Teufel!"

Pottchen empfing mit dem weltüblichen verschämten Karmm auf den Wangen den Brautkuß, wobei Doktor

Rühz sie mit einem Lächeln anblinzelte, das den Karmm noch flammender machte.

Abends war feierliche Verlobung zur großen Überraschung der guten Stadt, die aber noch mehr überrascht wurde, als nächsten Tages in einer Extrafitzung von Rat und Bürgerausschuß der Bürgermeister den Entschluß kundgab, "seiner vorgerückten Jahre wegen" sein Amt niederzulegen ohne Anspruch auf Pension zu erheben.

Rat und Bürgerausschuß nahmen die Demission des Bürgermeisters mit kaum verhehlter Freude an, wenn es auch bei ihnen an den üblichen Höflichkeitsredensarten des Bedauerns über diesen Entschluß nicht fehlte. Allerdings wurden diese Redensarten vorsichtigerweise erst dann gemacht, als die Abdankung fest, sicher und unwiderruflich zu Protokoll stand.

Unter kluger Benützung des ersten allgemeinen Freude- taumels, der sich der ganzen Einwohnerschaft des Städtchens bemächtigte bei der Gewißheitskunde, daß der Bürgermeister wirklich abgedankt habe, wurde es dem Doktor nicht schwer, die Mittel zur Widmung eines silbernen Pokals an den Abdankenden durch eine zum Zweck geeignete Mittelsperson sammeln zu lassen, zumal er mit bestem Beispiel in bar selbst voranging.

Am ersten Weihnachtsfeiertage, zur für solche Solemnitäten üblichen Stunde, überreichte denn auch eine Deputation der Einwohnerschaft dem Bürgermeister diesen Pokal, der die funtschwere, wenn auch etwas sehr zweideutige Inschrift trug: "Ihrem abdan- kenden Bürgermeister die dankenden Bürger!" und der Sprecher der Deputation hielt dazu eine schöne Rede, wäh-

rend welcher der Stadtmusikant vom Rathhausturme "Nun danket alle Gott!" blies.

Der Bürgermeister empfing die Deputation, den Pokal und die Rede mit einem gewissen sauer süßen Lächeln, wenn natürlich auch mit der bekannten "sichtlichen Rührung", deren heldenmütige Bekämpfung er sich aber mittels eines nagelneuen gelbseidenen Taschentuches erfolgreich angelegen sein ließ.

Pottchen ist mit dem Buchdrucker sehr glücklich geworden, das Wochenblatt prosperiert, der Bürgermeister hat sich allgemach in sein Schicksal gefunden und vor der Macht der Presse jetzt ebenso großen Respekt, wie er vordem glaubte, sie mißachten zu dürfen.

Die Zeit heilt alles, alles macht sie neu —
Allein die Menschen werden alt dabei.



"Schrecklich!" feufzte der geschlagene Konful und sank vernichtet in seinen Lehnstuhl.